

JOY FIELDING

Nur wenn du mich liebst

JOY FIELDING

*Nur wenn du
mich liebst*

Roman

Deutsch von Kristian Lutze

Goldmann Verlag

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2001
unter dem Titel »Grand Avenue« bei Pocket Books

Umwelthinweis:

Dieses Buch und der Schutzumschlag
wurden auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.
Die Einschrumpffolie (zum Schutz vor Verschmutzung)
ist aus recyclingfähiger und umweltfreundlicher PE-Folie.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2001

by Joy Fielding Inc.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2002

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: Uhl+Massopust, Aalen

Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3-442-30971-9

www.goldmann-verlag.de

*Für Beverly Slopen
Eine wahrhafte Grande Dame*

Einführung

Wir nannten uns die *Grandes Dames*: Vier Frauen, die auf den ersten Blick und dem äußeren Anschein nach erschreckend wenig gemeinsam hatten. Wir wohnten nur in derselben, ruhigen, von Bäumen gesäumten Straße, waren mit ehrgeizigen und erfolgreichen Männern verheiratet und hatten eine ungefähr zwei Jahre alte Tochter.

Die Straße heißt Grand Avenue und ist trotz der Veränderungen, die Mariemont, eine gutbürgerliche Randgemeinde von Cincinnati, im Laufe der Jahre durchgemacht hat, erstaunlich gleich geblieben. Eine Reihe von adretten Holzhäusern liegt ein gutes Stück von der Straße zurück, die ihrerseits die geschäftige Hauptstraße kreuzt und sich dann träge zu einem kleinen Park an ihrem anderen Ende windet. In diesem Park – dem Grand Parkette, wie der Stadtrat das winzige dreieckige Stückchen Land genannt hatte, ohne sich der Ironie bewusst zu sein – haben wir uns vor fast einem Vierteljahrhundert, genauer gesagt vor dreiundzwanzig Jahren, zum ersten Mal getroffen, vier erwachsene Frauen, die schnurstracks zu den drei Kinderschaukeln strebten, weil sie wussten, dass der Verliererin nur die Sandkiste bleiben und das missfällige Schreien ihres frustrierten Töchterchens weithin zu hören sein würde. Sicherlich war sie nicht die erste Mutter, die die Erwartungen ihrer Tochter enttäuscht hat, und bestimmt nicht die letzte.

Ich weiß nicht mehr, wer das Rennen verloren hat, wer angefangen hat, mit wem zu reden, oder auch nur, worum es in diesem ersten Gespräch ging. Ich erinnere mich nur noch daran, wie unbeschwert wir plauderten, wie nahtlos wir von einem zum ande-

ren Thema wechselten, die familiären Anekdoten und das wis-sende Lächeln der anderen, an die willkommene, wenn auch un-erwartete Vertrautheit, umso willkommener, eben weil sie so un-erwartet war.

Vor allem jedoch erinnere ich mich an das Lachen. Selbst heute, so viele Jahre und Tränen weiter – und trotz allem, was geschehen ist, trotz der unvorhersehbaren und manchmal grausamen Um-wege, die unsere Leben genommen haben –, höre ich ihn noch, den undisziplinierten, aber eigenartig melodiosen Chor aus Ki-chern und Glucksen in unterschiedlicher Tonlage und Intensität, jedes Lachen eine Unterschrift, so verschieden wie wir selbst. Und doch verschmolzen diese verschiedenen Stimmen zu einer harmo-nischen Melodie. Jahrelang habe ich den Klang jenes frühen La-chens überall mit mir herumgetragen. Ich konnte ihn willentlich heraufbeschwören. Er hat mich gestützt und aufrecht gehalten. Vielleicht weil es später so wenig davon gab.

An jenem Tag blieben wir im Park, bis es anfang zu regnen, ein plötzlicher Sommerschauer, auf den niemand vorbereitet war, und eine von uns schlug eine spontane Party in einem unserer Häuser vor. Wahrscheinlich war ich es selber, denn wir landeten bei mir. Vielleicht lag es auch nur daran, dass unser Haus gleich am Park lag. Ich weiß es nicht mehr. Ich erinnere mich, dass wir vier es uns in dem holzgetäfelten Partykeller mit feuchten Haaren und ohne Schuhe bei frischem Kaffee fröhlich und noch immer lachend be-quem gemacht und mit schlechtem Gewissen zugesehen haben, wie unsere Töchter jede für sich allein zu unseren Füßen spielten. Denn wir wussten, dass wir mehr Spaß hatten als sie, dass unsere Kinder viel lieber zu Hause wären, wo sie ihr Spielzeug nicht tei-len und nicht mit Fremden um die Aufmerksamkeit ihrer Mütter konkurrieren mussten.

»Wir sollten einen Club gründen«, schlug eine der Frauen vor,
»und uns regelmäßig treffen.«

»Super Idee«, stimmten wir anderen ihr sofort zu.

Um den Anlass festzuhalten, kramte ich die arg vernachlässigte

Super-8-Kamera meines Mannes hervor, deren Bedienung mich ebenso überforderte wie die ihrer modernen Entsprechungen, so dass das Ergebnis eine unbefriedigende Folge schneller und wackeliger Schwenks auf verschwommene Frauen mit oben angeschnittenen Köpfen ist. Vor ein paar Jahren habe ich den Film auf eine Videokassette überspielen lassen, und jetzt sieht er seltsamerweise viel besser aus. Vielleicht liegt es an der modernen Technik oder dem Breitwandbildschirm, der sich per Knopfdruck aus der Decke herabsenkt. Vielleicht ist mein Blick mittlerweile auch so unscharf, dass er mein technisches Versagen kompensiert, denn die Frauen erscheinen mir klar und deutlich.

Was mir besonders auffällt, wenn ich den Film heute ansehe, was mir, genau genommen, jedes Mal den Atem stocken lässt, egal, wie oft ich ihn betrachte, ist nicht nur, wie unbeschreiblich und unerträglich jung wir alle waren, sondern, wie alles, was wir waren – und alles, was wir werden sollten –, schon in jenen fabelhaft faltenlosen Gesichtern geschrieben stand. Doch wenn man mich auffordern würde, in diese scheinbar glücklichen Gesichter zu blicken und ihre Zukunft vorherzusagen, könnte ich es auch heute nicht, dreiundzwanzig Jahre später, da ich nur zu gut weiß, wie alles geendet hat. Selbst mit diesem Wissen ist es mir unmöglich, die Bilder dieser Frauen mit ihrem Schicksal in Einklang zu bringen. Kehre ich deshalb immer wieder zu dieser Kassette zurück? Suche ich Antworten? Vielleicht suche ich Gerechtigkeit. Vielleicht Frieden.

Oder eine Erklärung.

Vielleicht ist es so einfach – und so kompliziert.

Ich weiß nur, wenn ich diese vier jungen Frauen betrachte, mich selbst eingeschlossen, unsere Jugend eingefangen, *eingesperrt* auf einem Videoband, dann sehe ich vier Fremde. Keine von uns kommt mir besonders vertraut vor, ja, selbst ich bin mir so fremd, dass ich in meiner Erinnerung nur ein Vorname von vieren bin – und nicht »ich«.

Man sagt, die Augen seien der Spiegel der Seele. Kann irgend-

jemand, der in die Augen dieser vier Frauen blickt, wirklich behaupten, so tief zu sehen? Und diese süßen, unschuldigen Kleinkinder auf den Armen ihrer Mütter – gibt es überhaupt irgendwen, der hinter diese großen, sanften Augen blicken und darunter das Herz eines Ungeheuers schlagen hören kann? Ich glaube nicht.

Wir sehen, was wir sehen wollen.

Da sitzen wir also in einer Art losem Halbkreis, winken und lächeln nacheinander in die Kamera, vier betörend durchschnittliche Frauen, die der Zufall und ein Regenschauer an einem Sommertag zusammengeführt haben. Unsere Namen sind so gewöhnlich, wie wir es waren: Susan, Vicki, Barbara und Chris. Für Frauen unserer Generation vollkommen gebräuchliche Namen. Die Namen unserer Töchter stehen natürlich auf einem ganz anderen Blatt. Als Kinder der 70er, Früchte unserer privilegierten und phantasievollen Schöße, war unser Nachwuchs selbstverständlich alles andere als gewöhnlich, davon waren wir zumindest zutiefst überzeugt, und die Namen unserer Kinder spiegeln diese Überzeugung wider: Ariel, Kirsten, Tracey und Montana. Ja, Montana. Das ist sie, dort ganz rechts, das blonde, pausbackige Kind, das wütend gegen die Knöchel seiner Mutter tritt, während seine großen marineblauen Augen sich mit bitteren Tränen füllen, kurz bevor seine pummeligen kleinen Beinchen seinen steifen kleinen Körper aus dem Bild tragen. Niemand kann sich diesen plötzlichen Ausbruch erklären, am allerwenigsten ihre Mutter, Chris, die sich nach Kräften bemüht, das kleine Mädchen zu besänftigen und sie zurück in die Geborgenheit ihrer ausgestreckten Arme zu locken. Ohne Erfolg. Montana bleibt störrisch außerhalb des Bildes und lässt sich nicht überreden oder trösten. Chris verharrt eine Weile in der unbequemen Position auf der Stuhlkante, die dünnen Arme ausgestreckt und leer. Mit ihren schulterlangen, blonden, aus dem herzförmigen Gesicht gekämmten und zu einem hohen Pferdeschwanz gebundenen Haaren sieht sie aus wie ein properer Babysitter und nicht wie eine Frau Ende zwanzig.

zig. Ihr Gesichtsausdruck sagt, sie werde zur Not für immer darauf warten, dass ihre Tochter ihr die eingebildeten Verfehlungen verzeiht und dorthin zurückkehrt, wo sie hingehört.

Auch wenn ich weiß, dass es stimmt, scheint es mir heute unbegreiflich, dass sich keine von uns für hübsch hielt, von schön ganz zu schweigen. Selbst Barbara, eine ehemalige Miss Cincinnati und Finalistin für den Titel der Miss Ohio, die ihre Liebe zu wallendem Haar und Stilettoabsätzen nie abgelegt hatte, war von permanenten Selbstzweifeln geplagt. Sie sorgte sich ständig um ihr Gewicht und grämte sich über jedes Fältchen, das sich in die Haut um ihre großen braunen Augen und ihre vollen, beinahe obszön sinnlichen Lippen grub. Das ist sie dort neben Chris. Ihre hoch toupierte dunkle Lockenmähne ist vom Regen ein wenig platt gedrückt worden, und ihre eleganten Ferragamo-Pumps liegen verlassen vor der Haustür zwischen den Sandalen und den Turnschuhen der anderen Frauen, doch ihre Haltung ist immer noch schönheitswettbewerbperfekt. Barbara hat nie flache Schuhe getragen, nicht einmal im Park, und Jeans besaß sie erst gar nicht. Sie war immer absolut makellos gekleidet, und seit ihrem sechzehnten Lebensjahr hatte niemand, einschließlich ihres Ehemanns Ron, sie je ungeschminkt gesehen. Sie gestand uns, dass sie in den vier Jahren, die sie nun verheiratet war, jeden Morgen um sechs Uhr, eine halbe Stunde vor ihrem Mann, aufgestanden war, sich geduscht, geschminkt und frisiert hatte. Ron hatte sich in eine Miss Cincinnati verliebt, erklärte sie wie vor einem Kollegium aus Preisrichtern, und bloß weil sie jetzt eine Mrs. sei, gäbe ihr das nicht das Recht, sich gehen zu lassen. Selbst an Wochenenden war sie so früh auf den Beinen, dass sie auf jeden Fall hinreichend präsentabel war, bevor ihre Tochter Tracey aufwachte und gefüttert werden wollte.

Nicht, dass Tracey große Ansprüche gestellt hätte. Laut Barbara war ihre Tochter ein in jeder Hinsicht perfektes Kind. Die einzige Schwierigkeit, die sie je mit Tracey gehabt hatte, war in den Stunden vor ihrer Geburt aufgetreten, als das gut 4000

Gramm schwere Baby, das es in sicherer Steißlage nicht besonders eilig hatte, zur Welt zu kommen, sich geweigert hatte, mit einer Drehung in die Beckenlage zu rutschen. Also musste es mit einem Kaiserschnitt geholt werden, der eine Narbe von Barbaras Bauch bis zu ihrem Schambein hinterließ. Heutzutage entscheiden sich Ärzte in der Regel für den weniger entstellenden und kosmetisch behutsameren Unterbauchquerschnitt, der weniger Muskeln in Mitleidenschaft zieht und unterhalb der Bikinilinie verborgen bleibt. Barbaras Bikinizeiten waren jedenfalls vorbei, wie sie sich wehmütig eingestand. Ein weiterer Grund, sich zu grämen, noch etwas, was die vielen Mrs. von den Miss Cincinnatis dieser Welt trennte.

Wie majestätisch sie von ihrem Stuhl zu Boden gleitet, den Rock elegant zwischen die Knie klemmt, um ihrer achtzehn Monate alten Tochter, die sich vergeblich mit den Bauklötzen abmühte, zu zeigen, wie man einen Turm bauen kann. Wenn die Klötze auf den Boden purzeln, hebt sie sie jedes Mal geduldig auf und ermutigt Tracey, es noch einmal zu versuchen, bis sie sie schließlich selbst übereinander stapelt und immer wieder von vorn beginnt, wenn ihre Tochter den Turm versehentlich umstößt. Tracey wird jetzt jeden Moment in die schützenden Arme ihrer Mutter kriechen, die Augen schließen und einschlafen, ihr Porzellanpüppchengesicht von schwarzen Locken gerahmt, die sie von Barbara geerbt hat.

»Es war einmal ein Mädchen klein«, kann ich Barbara sagen hören, während sich ihre Lippen auf dem Bildschirm stumm bewegen, in jenem besänftigenden Singsang, mit dem sie immer mit ihrer Tochter sprach, »das hatte hübsche Locken fein, aus glänzend schwarzem Haar. Und war sie brav, war sie sehr, sehr brav. Doch wenn sie einmal böse war –«

»– dann war sie ganz gemein!«, quiekte Tracey fröhlich in ihrer Babysprache und riss ihre schokoladebraunen Augen auf. Und wir lachten alle.

Barbara lachte am lautesten, obwohl sie das Gesicht dabei kaum

bewegte. In panischer Angst vor drohenden Falten und mit zwei- unddreißig die Älteste der Anwesenden hatte sie es zu einer Kunst entwickelt zu lachen, ohne dabei zu lächeln. Sie öffnete den Mund und stieß raue, laute Töne aus, während ihre Lippen eigenartig starr blieben und sich weder kräuselten noch verzogen. Im deutlichen Kontrast dazu lachte Chris übers ganze Gesicht, den Mund in achtloser Selbstvergessenheit verzogen, obwohl das entstehende Geräusch zart, ja beinahe zögernd klang, als wüsste sie, dass Ausgelassenheit ihren Preis hatte.

Barbara und Chris hatten sich vor diesem Nachmittag erstaunlicherweise noch nie gesehen, obwohl wir alle seit mindestens einem Jahr in der Grand Avenue wohnten, doch sie wurden sofort beste Freundinnen, ein schlagender Beweis für das alte Sprichwort von den Gegensätzen, die sich anziehen. Neben den offenkundigen äußeren Unterschieden – blond gegenüber brünett, klein gegenüber groß, ein wie frisch gewaschen strahlendes Gesicht gegenüber künstlichem, kosmetischem Glanz – waren sie auch ihrem Wesen nach vollkommen verschieden. Doch sie ergänzten einander perfekt, Chris war weich, zurückhaltend, wo Barbara alles andere als schüchtern war. Sie wurden rasch unzertrennlich.

Das ist Vicki, die sich ins Bild drängt und ihre Präsenz spürbar macht, wie sie es in ihrem Leben praktisch überall getan hat. Mit achtundzwanzig war Vicki die jüngste und bestimmt die erfolgreichste der Frauen. Sie war Anwältin und damals die Einzige von uns, die außer Haus arbeitete, obwohl Susan an der Universität immatrikuliert war und einen Abschluss in englischer Literatur anstrebte. Vicki hatte kurzes rotbraunes Haar, das sie als einen asymmetrischen Bob trug, der die scharf geschnittenen Züge ihres langen, schmalen Gesichts betonte. Sie hatte kleine, haselnussbraune Augen und einen beinahe beunruhigend stechenden, um nicht zu sagen einschüchternden Blick, garantiert hilfreich für eine ehrgeizige Anwältin einer angesehenen Kanzlei in der Innenstadt. Vicki war kleiner als Barbara, größer als Chris und mit

knapp achtundvierzig Kilo die Schlankste unserer Gruppe. Ihr feingliedriger Körper ließ sie sogar trügerisch zerbrechlich wirken, doch sie verfügte über versteckte Kraftreserven und schier grenzenlose Energie. Selbst wenn sie wie in dem Film still saß, sah es aus, als wäre sie immerzu in Bewegung, als würde ihr Körper wie eine Stimmgabel vibrieren.

Ihre Tochter Kirsten war im Alter von nur zweiundzwanzig Monaten schon ein Klon ihrer Mutter. Sie hatte die gleiche zarte Statur und die klaren haselnussbraunen Augen ihrer Mutter, konnte auf die gleiche Art an einem vorbeigucken, wenn man mit ihr sprach, als könnte hinter einem etwas Interessanteres, Faszinierenderes, *Wichtigeres* passieren, das sie auf gar keinen Fall verpassen durfte. Die Kleine war ständig auf den Beinen, tapste hierhin und dorthin und forderte laut krähend die Aufmerksamkeit und Anerkennung ihrer Mutter ein. Vicki tätschelte hin und wieder abwesend ihren Hinterkopf, ohne dass ihre Blicke sich wirklich trafen. Vielleicht war das Kind wie wir alle anfangs geblendet von dem riesigen Diamantring am Mittelfinger von Vickis linker Hand. Selbst auf dem Film scheint er für einen Moment alle anderen Bilder zu überstrahlen, sodass der Bildschirm gespenstisch weiß wird.

Vicki war mit einem gut fünfundzwanzig Jahre älteren Mann verheiratet, den sie seit ihrer Kindheit kannte. Sie war sogar mit seinem ältesten Sohn zur High-School gegangen, und zwischen den beiden hatte sich eine schüchterne Romanze entwickelt, die natürlich jäh endete, als Vicki beschlossen hatte, den Vater attraktiver zu finden. Der folgende Skandal hatte die Familie zerrissen. »Eine glückliche Ehe kann man nicht zerstören«, zitierte Vicki an jenem Nachmittag einen Satz aus Elizabeth Taylors Lebenslauf, und wir anderen Frauen nickten einmütig, obwohl wir unseren Schock nicht völlig verbergen konnten.

Vicki schockierte gern, wie die Frauen schnell merkten und heimlich genießen lernten. Denn bei all ihren Fehlern, und das waren nicht wenige, war Vicki in der Regel unbedingt unterhaltsam.

Sie war der Funken, der die Flamme entzündete, ihre Anwesenheit war das Zeichen, dass die Party offiziell beginnen konnte, sie brachte alles in Bewegung und zur Not auch durcheinander; sie war die Frau, über die jeder tratschte und gackerte. Und auch wenn sie den Ball nicht unbedingt ins Rollen brachte – das tat überraschenderweise häufig die unscheinbarere Susan –, war Vicki diejenige, die ihn am Laufen hielt und dafür sorgte, dass ihr Team gewann. Denn Vicki spielte immer, um zu gewinnen.

Neben Vicki mit ihrer angespannten Intensität wirkt Susan, die Hände entspannt im Schoß gefaltet, hellbraunes, kinnlanges Haar mit adretter Innenrolle, beinahe wie ein schüchternes Mädchen, wenn man von der Tatsache absieht, dass sie noch gut zehn der dreißig Pfund mit sich herumschleppte, die sie während ihrer Schwangerschaft mit Ariel zugelegt hatte. Das Übergewicht machte sie sichtlich verlegen und kamerascheu, wenngleich sie sich am Bühnenrand schon immer wohler gefühlt hatte als in der Mitte. Die anderen Frauen machten ihr Mut und berichteten von ihren Diäten und Fitnessbemühungen, und Susan hörte zu, nicht aus Höflichkeit, sondern weil sie schon immer lieber zugehört als geredet hatte, ihr Verstand war wie ein Schwamm, der jede Kleinigkeit aufsog. Später notierte sie die Vorschläge in dem Tagebuch, das sie seit Ariels Geburt führte. Auf Drängen der anderen gab sie zu, dass sie einmal davon geträumt hatte, Schriftstellerin zu werden, und Vicki meinte, sie solle mit ihrem Mann reden, der eine Reihe von Zeitschriften besaß und sein Imperium weiter ausbauen wolle.

Susan lächelte, während ihre Tochter fröhlich mit ihren nackten Zehen spielte und sie an den Füßen kitzelte, und wechselte das Thema, weil sie lieber über ihre Seminare an der Uni sprach. Die waren greifbarer als irgendwelche Träume, und Susan war ein durch und durch praktischer Mensch. Sie hatte ihr Studium nach der Heirat aufgegeben und ihren Mann bei seinem Medizinstudium unterstützt. Erst nachdem seine Praxis eingerichtet war und florierte, hatte sie beschlossen, an die Universität zurückzukehren, um ihr Studium abzuschließen. Ihr Mann hätte diese Ent-

scheidung sehr unterstützt, erklärte sie den anderen Frauen, und ihre Mutter half, indem sie tagsüber auf Ariel aufpasste.

»Du hast Glück«, sagte Chris. »Meine Mutter lebt in Kalifornien.«

»Meine Mutter ist kurz nach Traceys Geburt gestorben«, sagte Barbara, und Tränen schossen ihr in die Augen.

»Ich habe meine Mutter nicht mehr gesehen, seit ich vier war«, verkündete Vicki. »Sie ist mit dem Geschäftspartner meines Vaters durchgebrannt. Seither habe ich nichts mehr von dem Miststück gehört.«

Und dann herrschte Schweigen wie so oft nach einer von Vickis kalkulierten Provokationen.

Susan blickte auf die Uhr, und die anderen folgten ihrem Beispiel. Eine von ihnen meinte, dass es spät geworden sei und man sich wohl besser auf den Heimweg machen solle. Wir beschlossen, den Nachmittag mit einer abschließenden Gruppenaufnahme festzuhalten, stellten die Kamera auf der anderen Seite des Raumes auf einen Stapel Bücher und arrangierten uns und unsere Töchter so, dass alle im Bild waren.

Und da sind wir, meine Damen und Herren.

Auf der einen Seite Susan in Jeans und einem schlabberigen, weiten Hemd, auf dem Schoß ihre Tochter Ariel, deren drahtiger Körper einen deutlichen Kontrast zu der gemütlichen Fülligkeit ihrer Mutter bildet.

Auf der anderen Seite Vicki in weißen Shorts und einem gepunkteten, rückenfreien Oberteil, die versucht, die Arme ihrer Tochter Kirsten von ihrem Hals zu lösen, während sie, eine stumme unanständige Bemerkung auf den Lippen, mit mutwillig blitzenden Augen direkt in die Linse der Kamera blickt.

Dazwischen Barbara und Chris; Chris, in einer weißen Hose und einem rotweiß gestreiften T-Shirt, die versucht, ihre Tochter davon abzuhalten, sie wieder zu verlassen, während Tracey brav auf dem berockten Schoß ihrer Mutter sitzt, die ihre kleine Hand hebt und senkt, sodass Mutter und Tochter wie eine Person wirken.

Die Grandes Dames.

Freundinnen fürs Leben.

Dabei sollte sich herausstellen, dass eine von uns gar keine Freundin war, aber das wussten wir damals noch nicht.

Genauso wenig wie eine von uns hätte vorhersagen können, dass zwei von uns dreiundzwanzig Jahre später tot sein würden, eine auf grausame Weise ermordet.

Damit bleibe nur noch ich.

Ich drücke auf einen anderen Knopf, höre, wie das Band zurückgespult wird, und rutsche erwartungsvoll auf meinem Stuhl hin und her, während ich darauf warte, dass der Film erneut startet. Vielleicht, denke ich, als die Frauen plötzlich wieder auf dem Bildschirm erscheinen, ihre Töchter auf dem Schoß, die Zukunft im Gesicht, wird diesmal alles einen Sinn ergeben, und ich werde die Gerechtigkeit finden, die ich suche, den Frieden, nach dem ich mich sehne, die Erklärung, die mir fehlt.

Ich höre das Lachen der Frauen, und die Geschichte beginnt.

ERSTER TEIL
1982–1985

Chris

Chris lag mit geschlossenen Augen in ihrem Messingbett, von den Zehen bis zum Kinn fest in das steife weiße Baumwolllaken gewickelt, die Arme wie gefesselt starr an ihren Körper gepresst. Sie stellte sich vor, sie wäre eine ägyptische Mumie, die einbalsamiert in einer antiken Pyramide lag, während Horden neugieriger Touristen in schmutzigen, ausgelatschten Sandalen über ihrem Kopf hin und her wanderten. Das würde zumindest meine Kopfschmerzen erklären, dachte sie und hätte beinahe gelacht, wenn da nicht das Pochen in ihren Schläfen gewesen wäre, das wie ein Echo ihres dumpfen Herzschlags klang. Wann hatte sie sich zum letzten Mal so ängstlich und verloren gefühlt?

Nein, Angst war ein zu starkes Wort, verbesserte sich Chris sofort, ihre Gedanken zensierend, noch bevor sie ganz ausformuliert waren. Es war keine Angst, die sie lähmte, sondern ein vages, beunruhigendes Unbehagen, das wie ein vergifteter Strom durch ihren Körper sickerte. Diese unbestimmte, vielleicht sogar undefinierbare Befindlichkeit war es, die sie die Augen fest geschlossen halten und die Arme starr an ihren Körper drücken ließ, als wäre sie im Schlaf gestorben.

Spürten Tote dieses eindringende, alles *durchdringende* Gefühl des Unbehagens, fragte sie sich, bevor sie ihrer morbiden Gedanken überdrüssig wurde und die Geräusche des Morgens in ihren Kopf sickern ließ: Unten im Flur sang ihre sechsjährige Tochter Montana, der dreijährige Wyatt spielte mit der Spielzeugetisenbahn, die er zu Weihnachten bekommen hatte; und direkt unter ihr in der Küche öffnete Tony Schranktüren und schlug sie klappernd wieder zu. Nach einigen Minuten war die lähmende Angst

zu bloßem Unbehagen geschrumpft, das sich besser in den Griff bekommen und letztendlich leichter ganz abtun ließ. Noch ein paar Minuten, und Chris konnte sich vielleicht einreden, dass das, was vergangene Nacht geschehen war, in Wahrheit ein böser Traum gewesen war, Produkt ihrer überhitzten – *überreizten*, wie Tony vielleicht sagen würde – Phantasie.

»*It's a heartache!*«, schmetterte Montana in ihrem Zimmer am Ende des Flurs.

»Tsch-tsch-tsch-tsch, tsch-tsch-tsch-tsch«, zischte Wyatt, das Geräusch einer Eisenbahn imitierend, laut.

Irgendwo unter ihr ging eine weitere Schranktür auf und klappernd wieder zu. Geschirr klirrte.

»*Nothing but a heartache!*«

Chris schlug die Augen auf.

Ich habe ein Geheimnis, dachte sie.

Sie ließ ihren Blick durch das kleine Schlafzimmer wandern, ohne den Kopf von dem riesigen Daunenkopfkissen zu heben. Durch die schweren, bernsteinfarbenen Vorhänge fielen ein paar Sonnenstrahlen, die die hellblauen Wände gespenstisch blass erscheinen ließen und in deren Licht über ihrem Kopf kleine Staubpartikelchen tanzten. Der schwarze Rollkragenpullover, den Tony gestern Abend zum Essen getragen hatte, hing achtlos hingeworfen über der Lehne des kleinen blauen Stuhls in der Ecke, einen leeren Arm ausgestreckt zu dem breiten blauen Webteppich, der noch immer klebrig von vor langer Zeit verschüttetem Apfelsaft war. Die Tür zu dem kleinen, direkt angrenzenden Bad stand ebenso offen wie die oberste Schublade der Korbkommode. Die Uhr auf ihrem Nachttisch zeigte 9.04 an.

Sie sollte wahrscheinlich aufstehen, sich anziehen und nach Wyatt und Montana sehen. Tony hatte ihnen offensichtlich Frühstück gemacht, was sie nicht überraschte. Sonntags stand er immer mit den Kindern auf. Außerdem war er nach einem großen Streit immer besonders nett zu ihr. Sie hatte gespürt, wie er beim ersten Gepolter aus Wyatts Zimmer leise aus dem Bett geschlüpft war,

aber so getan, als würde sie schlafen, während er sich eilig angezogen hatte, und bevor er sich über sie gebeugt und ihr einen Kuss auf die Stirn gehaucht hatte. »Schlaf«, hatte sie ihn flüstern hören und seinen Atem beruhigend sanft auf ihrer Haut gespürt.

Sie hatte versucht, wieder einzudösen, doch es war ihr nicht gelungen, und als ihre Lider jetzt endlich gnädig schwer wurden, war es zu spät. Die Kinder würden sich jede Minute bei ihren einsamen Beschäftigungen langweilen, durch die Schlafzimmertür stürmen und ihre Aufmerksamkeit einfordern. Sie musste aufstehen, duschen und sich auf den vor ihr liegenden, anstrengenden Tag vorbereiten. Entschlossen schlug Chris das Laken zur Seite, schwang die Beine aus dem Bett und spürte unsichtbare Kekskrümel unter ihren nackten Füßen zerbröseln, als sie in Richtung Bad tapste. »Oh, Gott«, sagte sie, als sie ihr geschwollenes Gesicht in dem Spiegel über dem Waschbecken sah. »Ich weiß, dass du irgendwo da drinnen steckst.« Vorsichtig tupfte sie über die Schwellung um ihre Augen. Wurde sie nicht langsam zu alt, um sich in den Schlaf zu weinen?

Außerdem hatte sie gar nicht geschlafen, die ganze Nacht lang keine Minute. »Chris«, hatte sie Tony in regelmäßigen Abständen in ihr Ohr flüstern hören, bevor er sich, als sie nicht geantwortet hatte, wieder auf seine Seite des Bettes zurückgezogen hatte. »Chris, bist du wach?«

Er hat also auch nicht geschlafen, dachte sie mit nicht geringer Befriedigung, als sie ihr Gesicht mit kaltem Wasser benetzte, einen nassen Waschlappen auf ihre Augen drückte und spürte, wie ihre müde Haut langsam wieder auf Normalgröße schrumpfte. »Wer bist du?«, fragte sie sich nicht zum ersten Mal müde und strich sich ein paar Strähnen ihres strubbeligen blonden Haars aus dem Gesicht. »Weiß der Teufel«, antwortete ihr Spiegelbild mit Vickis Stimme, und Chris kicherte. Das Geräusch kratzte in ihrer Kehle wie eine Katze an einer Fliegengittertür.

»*It's a heartache!*«, sang Montana auf der anderen Seite der Badezimmerwand.



Joy Fielding

Nur wenn du mich liebst

Roman

eBook

ISBN: 978-3-89480-779-5

Goldmann

Erscheinungstermin: Januar 2003

Sie sind voller Lebensfreude, und vor ihnen liegt eine Zukunft, in der alles möglich scheint: Chris, Vicky, Barbara und Susan sind Anfang dreißig und unzertrennliche Freundinnen, die füreinander durchs Feuer gehen würden. Der Schock ist deshalb groß, als die jungen Frauen eines Tages erfahren müssen, dass Chris in ihrer Ehe verzweifelt ist: Tony ist ein herrschsüchtiger Mann, der die sanfte Chris mit seinen willkürlichen Wutausbrüchen bis aufs Blut quält, und als er auch noch seinen Job verliert, macht er Chris das Leben zur Hölle. Doch auch in Barbaras Leben verändern sich die Dinge dramatisch: Ihr Mann Ron verliebt sich in eine jüngere Frau und lässt Barbara mit einem Scherbenhaufen zurück. Und dann geschieht eines Nachts das Unfassbare: Barbara wird mit zerschmettertem Gesicht in ihrem Schlafzimmer aufgefunden, grausam ermordet. Die Anwältin Vicky ist entschlossen, nicht eher zu ruhen, bis sie den Täter gefunden hat ...